

In its turn the fact that this set of rules explains all localization rules confirms that the set is basic. Together with its simplicity and the fact that the rules in themselves are to a great extent explainable, this gives us the impression that we have here the basic structure of the Greek hexameter. This is not to say there are not some other, more specific, rules that cannot be found on the basis of O'Neill's observations.

It should be pointed out that there is hardly any reason to admit word end at 3 as a structural feature. One could in this respect only point to position 3 in table 4 (see there).

Nor is there sufficient reason to introduce word end at 7 as a structural feature. I only pointed out position  $9\frac{1}{2}$  in table 12, but this fact must be accounted for in another way, I think, to be presented now.

As was pointed out after the rules were given, the verse ends with a word. As a monosyllable at the end is avoided, and as most Greek words have two, three or four syllables, there will be often word begin = word end at 10,  $9\frac{1}{2}$  and 9. This has nothing to do with a structural feature of the hexameter (except that it has an end), but is simply a matter of the length of Greek words. This explains why word end at 9,  $9\frac{1}{2}$  and 10 is sometimes more frequent than might be expected from the structural features of the verse (position 9 in tables 15 and 19–20; position  $9\frac{1}{2}$  in tables 12–13 and 21–22; position 10 in tables 17–18).

**Elementa Graeca**  
**über den Ursprung der griechischen Vokalbuchstaben**  
**Von HELMUT SAAKE, Bochum**

Die Herkunft des griechischen Alphabets aus einer semitischen Vorform darf zu Recht als unbestritten gelten<sup>1)</sup>. So erhärten nicht nur die Namen der Mehrzahl der griechischen Buchstaben ihren (vermutlich) aramäisch-phönizischen Ursprung — deren Verwandt-

---

<sup>1)</sup> Ed. Schwyzer, Gr. Gramm. I, 1959, S. 137ff., bes. 140 u. Anm. 3.

schaft mit beispielsweise dem Hebräischen<sup>2)</sup> ist evident —; auch ihre Funktion qua Zahlzeichen muß als identisch angesehen werden<sup>3)</sup>.

Während indes das griechische Alphabet, als Zahlensystem verwendet, dem semitischen Vorbild fast völlig gleich geblieben war, weist das gebräuchliche griechische Schrift-ABC im Verhältnis zur Vorlage eine einhellige Tendenz zur Meidung der dortigen Mehrdeutigkeiten auf: Koppa und Zade sind als überflüssig und die Ordnung der Eindeutigkeit störend aufgegeben. Von den späteren Hinzufügungen (Phi, Chi, Psi) abgesehen, ist der Bestand der Konsonanten des Griechischen zwingend aus der semitischen Vorform zu verstehen. Schwierigkeiten bereitet dagegen die Deutung der Genese der Vokale, deren Entstehung man zumeist als originäre griechische Schöpfungstat erklärt<sup>4)</sup>.

Zunächst sei konstatiert: das konservativere griechische Zahlensystem hat die semitischen Zeichen vollständig übernommen und bewahrt; dementgegen erfuhr die Verwendung der semitischen Buchstaben als Schriftzeichen im Griechischen eine dem Ordnungsprinzip folgende Vereinfachung und Klärung. Schon das älteste griechische Alphabet<sup>5)</sup> beispielsweise hat das semitische Waw (w)<sup>6)</sup> sowohl als Konsonant (Digamma, im Lateinischen zu F geworden) wie auch als Vokal (Ypsilon, ursprünglich U) entlehnt.

Angesichts der herkömmlichen Auffassung über die Entstehung der griechischen Vokale aus überflüssigen, im Griechischen kein Pendant findenden semitischen Buchstaben hätte es indes vielmehr nahegelegen, nicht ein ursprüngliches Zeichen zweimal zu entlehnen, sondern einen „unbrauchbaren“ semitischen Buchstaben wie etwa

<sup>2)</sup> O. Grether, *Hebr. Gramm.*, 1962, S. 20–22.

<sup>3)</sup> H. Zinsmeister, *Griech. Gramm.*, I. Teil, München 1954, S. 100; A. Kaegi, *Kurzgefaßte griech. Gramm.* 1966<sup>88</sup>, S. 44f. H. Hornung, in: *Lexikon der Alten Welt*, 1965, Sp. 2727–2730. Schwyzer, l.c.; Hornung, l.c.; Grether, l.c.; Liddell-Scott-Jones (LSJ), *A Greek-English Lexicon*, 1961<sup>9</sup>, S. 1562; vgl.: Fußn. 6; da LSJ „San“ mit Recht auf das hebr. Zade (Zahlzeichen für 90 und 900!) beziehen, haben die griech. Zahlen von 1–300 und 900! noch alle Zeichen des semitischen Alphabets bewahrt (22 Buchstaben im Semitisch-Phönizisch-Aramäischen).

<sup>4)</sup> A. Lesky, *Geschichte der griechischen Literatur*, München 1963, S. 26; weiteres, vgl.: Lit. bei Schwyzer, l.c.; Hornung, l.c.; Weinberger, Artikel „Schrift“ in *RE II A, 1* (1921) Sp. 711–720.

<sup>5)</sup> Schwyzer, *Griech. Gramm.* I, S. 139; vgl.: *Anordnung des Alphabets bei LSJ*, l.c.

<sup>6)</sup> Der Laut besaß schon im Phönizischen zwei Schreibformen; vgl.: Hornung, l.c.

das „Zade“ oder „Kof“ (im Griechischen zu Koppa) mit dieser Funktion zu versehen; war „man“ doch — nach der gängigen Meinung — auch bei der Entwicklung der übrigen Vokale des Griechischen ebenso verfahren.

Daß die Entstehung der griechischen Vokale zumindest nicht ausschließlich erforderlicher Willkür oder „griechischer Genialität“ zu danken sei, vermutete bereits Nilsson für Ypsilon<sup>7</sup>), Schwyzer im Anschluß an ihn auch für Jota.

Nun hat freilich die allgemein vertretene Ansicht, in den semitischen Sprachen begegneten keine Zeichen für Vokale, als grundsätzlich unhaltbar zu gelten. Der Unmißverständlichkeit wegen sei für die sogenannten semitischen Buchstaben der t.t. „Radikal“ verwendet<sup>8</sup>): eben diese Radikale nun sind oftmals mehr- oder vieldeutig; so kann in bestimmten Fällen ein Radikal ohne Unterschied zugleich seine „Verdoppelung“ etwa durch Assimilierung eines anderen Radikals oder durch „Intensivierung“ bezeichnen; andere Radikale bevorzugen in ihrer Umgebung gewisse oder in spezifischer Weise abgewandelte Vokale usf.; schließlich werden einige Radikale als sogenannte „matres lectionis“ oder „Lesehilfen“ benutzt. Bei Assimilation von u oder a mit Waw (w) entstand ü oder ö; der Radikal verlor dabei seinen „konsonantischen Lautwert“, wurde „stumm“<sup>9</sup>). Ähnlich quieszierte („verstummt“) Jod (J) bei dem Kontraktionsprodukt von i oder a und Jod zu ī oder ē bzw. ä. Zuweilen wurde jedoch auch Jod als „mater lectionis“ und somit als eine Art „Vokalzeichen“, selbst wenn kein Assimilationsprodukt vorlag, es also keinen ursprünglichen Radikal in dem betreffenden Wort repräsentierte, geschrieben. Ferner konnte Alef als „mater lectionis“ oder „Vokalzeichen“ das Vorhandensein eines jeden Vokals andeuten; He (h) endlich am Schluß eines Wortes auf e, ä, a und o verweisen<sup>10</sup>).

<sup>7)</sup> Bei Schwyzer, l.c., S.142f., bes. S.143 Anm. 1; verschiedene Schreibformen für ein und denselben Radikal begegnen häufig; vgl.: Hornung, l.c., Sp. 2727–2728.

<sup>8)</sup> Grundsätzlich: Hollenberg-Budde, Hebr. Schulbuch, hrsg. von W. Baumgartner, <sup>22</sup>Basel/Stuttgart 1957; O. Grether, l.c.

<sup>9)</sup> Grether, l.c., S. 33–35; Beyer, semit. Konsonantenschrift, S.14–16.

<sup>10)</sup> Eine weitere Regelung des Vokalismus in den semitischen Sprachen ist durch die „innere Flexion“ gewährleistet, die in der Grammatik streng ausgebaut ist. Diesem Ordnungsfaktor begegnet man im Griechischen durchaus nicht in vergleichbarem Maß. In Anbetracht der Fülle der griech. Vokale konnten andere Möglichkeiten des vorgegebenen Alphabets wirksam werden. Beyer, sem. Konsonant., S.17.

Der angedeuteten Funktion der semitischen Radikale — im Aramäisch-Hebräischen etwa vornehmlich Alef, He, Waw und Jod — zufolge mußte, da sie außer der Möglichkeit der „mater lectionis“ gleichzeitig die des „Konsonanten“ besaßen, sich die Vokalbezeichnung als in dieser Hinsicht noch recht unökonomisch darstellen<sup>11)</sup>). Daher entwickelte sich im Aramäisch-Hebräischen allmählich die „Textpunktation“ im Sinne einer Klärung des Vokalbestandes der jeweiligen Wörter, ein Bemühen, das etwa um 800 n.Chr. in der sog. Tiberiensischen Punktation abgeschlossen ist. Während aber diese Lösungsmöglichkeit durch ein sekundäres System Eindeutigkeit zu erzielen sucht, entwickelt das Aramäische des babylonischen Talmud die Radikale als „matres lectionis“ immanent weiter; Alef wird als „Vokalzeichen“ für a, Jod für i und e, Waw für u und o bevorzugt; die Unterscheidung von Jod und Waw als „Konsonanten“ durch Gemination gegenüber den „Vokalzeichen“ eingeführt. Diese Ansätze verfolgen darauf die Mandäer weiter<sup>12)</sup>).

Im Westphönizischen oder Punischen gelangte diese innere Spezifizierung der Vokalzeichen zu einem Höhepunkt: Alef findet als o; Ajin als a; Jod als i; Waw als u und He bisweilen als e Verwendung; Einheitlichkeit allerdings ist auch hier nicht erreicht<sup>13)</sup>).

Dieser intern-semitische Prozeß der angestrebten Festlegung der Vokale durch entsprechend geeignete Radikale veranschaulicht überzeugend, daß auch im griechischen Alphabet nur Zeichen, die schon in ihrem ursprünglichen Sprachbereich eine vergleichbare Funktion ausüben können, als primäre Vokalsymbole Verwendung finden.

<sup>11)</sup> Grether, l.c., S. 33–35, bes. 34f. Z. S. Harris, *A grammar of the Phoenician language*, New Haven, Connecticut 1936, S. 17f. Zur allgemeinen Entstehung und kontinuierlichen Verbreitung der „matres lectionis“ um 1100–1000 v.Chr. vgl.: F. M. Cross - D. N. Freedmann, *Early Hebrew orthography*, New Haven, Connecticut 1952; bes. S. 1–10! S. a.: K. Beyer, *Althebr. Gramm.*, 1969, S. 35 und Anm. 1.

<sup>12)</sup> J. Friedrich, l.c., S. 87; Harris, l.c., S. 27: „Alef and Ajin are very frequently written for each other, . . . and they were regularly used as vowel letters.“ Den Übergang von ä zu ö deutet Harris als dialektische Eigenentwicklung im Phönizischen; vgl.: l.c., S. 35 Anm. 34 und S. 68. Die „lex quiescendi“ erfaßt im Neuphönizischen oder Neupunischen auch das Chet, das semitische H (Ach-Laut), das, im Griech. zunächst als Heta (vgl. das westgriechische und das lateinische Alphabet) übernommen, dann zu Eta „quiesziert“ (Psilose). Im Neupunischen wird Chet bisweilen als A verwendet; vgl.: Harris, l.c., S. 19.

<sup>13)</sup> Friedrich, l.c., S. 87, Beyer, l.c., S. 35; sem. Konsonanten, S. 16.

Für Jod und Waw war bereits belegt worden, daß sie als „Vokalzeichen“ im Semitischen quieszierten, als solche ihr konsonantisches Moment völlig verloren<sup>14)</sup>. Das gleiche trifft auf Alef und He (h) als „matres lectionis“ zu<sup>15)</sup>. Offenbar war die „lex quiescendi“ Ursache für die zweckmäßige und eindeutige Übernahme des semitischen Waw einmal als Digamma (F), zum anderen als Ypsilon (u); handelt es sich doch um zwei schon in der Vorlage phonologisch unterschiedliche Laute, denen die differenzierte Zeichenverwendung im Griechischen gerecht wird<sup>16)</sup>. Wie das quieszierende Waw als autogener Vokal, nämlich u (und zugleich als 23. Buchstabe dem vorgebildeten Alphabet angefügt), adaptiert wird, so erscheint Jod nur als ein dem quieszierenden Vokal autogener Vokal, will sagen: als i, im griechischen Alphabet. Eine doppelte Übernahme wie im Fall des Waw (F) war nicht erforderlich, da kein vergleichbarer Konsonant (etwa ein J) benötigt wurde. Auch die Aneignung von Alef und He beruht auf deren Fähigkeit, quieszieren zu können. Ihr konsonantischer Wert dürfte selbst im Aramäisch-Phönizischen zur Zeit der Vermittlung völlig geschwunden gewesen sein; im Westphönizischen ist eine „semitische Psilose“, der Verlust der Laryngale, jedenfalls eindeutig nachzuweisen und bezeugt<sup>17)</sup>. Von daher kam eine Einschmelzung dieser Zeichen als Konsonanten, zumal das Griechische keine vergleichbaren Laryngale besaß, nicht in Betracht. Ihr „status quiescendi“ hingegen entsprach den griechischen Bedürfnissen. Daß bei diesem Vorgang He als Epsilon (e) übernommen wurde, findet eine zwingende Bestätigung in der Verwendung des He als Vokalzeichen für E im Westphönizischen<sup>18)</sup>. Dort aber ist gerade Alef nicht als A, sondern als O, der Laryngal Ajin (wohl ebenfalls früh verstummt) indes als A gebraucht, ohne daß Konstanz oder Eindeutigkeit bei deren Anwendung erzielt wären<sup>19)</sup>. Das griechische Alphabet hat dementgegen mit dem Vokal A das Alef des semiti-

<sup>14)</sup> Grether, l.c., S. 33f.; Beyer, sem. Konsonanten, S. 15–16.

<sup>15)</sup> Grether, l.c., S. 33 und 53; Friedrich, l.c., S. 87.

<sup>16)</sup> Die variatio der Schreibweise war im Phöniz. noch nicht zur Bezeichnung unterschiedlicher Laute herangezogen worden; vgl.: Hornung, l.c., Sp. 2727f.; J. B. Peckham, The development of the phoenician scripts, Cambridge/Mass. 1968, S. 104f. Alphabet 3; S. 68f. Alphabet 7; S. 66f. Alphabet 2 u. 3.

<sup>17)</sup> Friedrich, l.c., S. 87f.; Beyer, l.c., S. 35 und Anm. 1.

<sup>18)</sup> Harris, l.c., S. 19; Beyer, l.c., S. 35.

<sup>19)</sup> Harris, l.c., S. 18; Friedrich, l.c., S. 87; vgl.: Fußn. 22; Harris, S. 70, belegt für das Punische und Neupunische oder Libyphönizische die Bewahrung altertümlicher Momente des Phönizischen; man vgl. das Angloamerika-

schen ABC, O jedoch mit Ajin verbunden. In diesen Details stimmt es allerdings mit den Ansätzen der aramäisch-nordwestsemitischen Vokalbezeichnung überein<sup>20</sup>).

Wie sehr also gleichfalls die griechischen Selbstlaute ihren Ursprung aus der semitischen Schrift, den *φοινικήμα γράμματα*<sup>21</sup>), und den dort vorgeprägten Verwendungsmöglichkeiten kenntlich werden lassen, ist offensichtlich und angesichts der Evidenz der Abhängigkeit der griechischen Konsonanten von ihren phönizischen Vorbildern vollauf zu erwarten. Die Mehrdeutigkeit und Inkonstanz der vorgegebenen Vokalzeichen mußte griechischem *κόσμος*-Empfinden als Verwilderung erscheinen; auch hier Klarheit zu schaffen, ergab sich auf Grund des griechischen Vokalismus gleichsam von selbst<sup>22</sup>).

---

nische mit dem Englischen, das Frankokanadische mit dem Französischen, das Lateinamerikanische (Castellano) mit dem Spanischen, Afrikaans mit Niederländisch etc.

<sup>20</sup>) Friedrich, l.c., S. 88; vgl.: Diels-Kranz, Die Fragmente der Vorsokratiker, Bd. II, Zürich/Berlin 1964, S. 41f. Frg. B 20. Im Neuhochdeutschen der Gegenwart erfüllt etwa das Dehnungs-H in charakteristischer Weise die Funktion einer „mater lectionis“: es ist kein „Konsonant“ mehr, sondern quieszert und zur „Lesehilfe“ geworden (s.a.: die Genese des „ß“ und die Doppelkonsonanz). Daß sprachimmanente Erfordernisse auch sonst Veränderungen oder Erweiterungen des vorgeformten Alphabets bedingen, erweisen etwa das Spanische mit „Ch“, „Ll“ und „N“; das Niederländische mit „ij“; das Deutsche mit „ß“. Die Rückwirkung der sprachlichen Gegebenheiten auf die Lautzeichen ist nicht zu leugnen.

<sup>21</sup>) Herodot V, 58; vgl.: O. Eißfeldt, Artikel „Phoiniker“ in: RE 20,1 (1941) Sp. 371–373. Das griechische Omega ist sekundär aus Omikron entwickelt (durch ein diakritisches Zeichen oder Gemination; vgl.: Hornung, l.c., Sp. 2727f.).

<sup>22</sup>) Es ist folglich im Griechischen, was im Semitisch-Aramäischen als Möglichkeit zumeist vieldeutig und irregulär begegnet, normiert und zur Regel erhoben. — Für die Vermutung der Übernahme des semitischen Alphabets im Bereich der südgriechischen Inseln sprechen einerseits die Ähnlichkeiten mit dem Zeichenstand des Westphönizischen, andererseits gewisse Parallelen zum Buchstabenwert des Nordwestsemitisch-Aramäischen; s.a.: Beyer, Althebr. Gramm. 1969, S. 35 und Anm. 1.